

Konrad H. Roenne

Hoch Mittag

 amnian
VERLAG

PROLOG, in dem ein Rollator gesucht wird.

Nennt uns Bewohner ...

... und nicht Klienten!

Ihr alle kennt sicher die Stunden, in denen sich etwas ankündigt, von dem man aber nicht genau weiß, was – und vor allem: wie es sein wird. Und falls ihr sie nicht kennt, so werdet ihr sie noch kennenlernen.

Die Stille der Flure unserer Station wurde in der Nacht vom Sechszwanzigsten auf den Siebenundzwanzigsten durch das mächtige Jammern Herrn Bembens zerschnitten:

Den brauch ich doch morgen!

Und: Rückt ihn wieder raus, ihr Schweine!

Aber angeblich auch: Wie soll ich denn nun tanzen?

Es muss um die Zeit gewesen sein, als die allabendliche Übergabe des Spätdienstes an die Nachtwache gerade beendet worden war und wir nicht mit solch einem Lärm rechneten, der uns natürlich sehr in Aufruhr versetzte; zumindest jene, die noch nicht schliefen und sich bis dahin still in ihren Zimmern aufgehalten hatten, denn mit dem Schlaf war es ja bei vielen von uns so eine Sache: Meistens kam er erst spät, oft mit vielen Unterbrechungen, um uns leider immer wieder allzu früh zu verlassen. [Aber wir wollen nicht jammern, wir hatten ja noch die Zeiten am Tage

zwischen den Mahlzeiten, die wir, falls uns niemand störte, im Schlummer oder wenigstens mit fest verschlossenen Augen verbringen konnten.]

Und als sich die ersten von uns neugierig aus den Zimmern trauten, da sahen wir den Bemben dann: wie er auf allen Vieren den Flur entlangkrauchte, zugegeben: recht zügig, denn durch den speziellen Stoff seiner Jogginghosen, die er stets trug, konnte er offensichtlich prima mit seinen Knien über die Fliesen rutschen. Und während seines Weges durch den Flur machte er immer wieder an den Zimmertüren halt, öffnete diese [sofern nicht abgeschlossen war] und rief dann hinein: Sie ham ihn nich zufällig gesehn!?

Und das alles, ohne aufzustehen.

Den Zeitpunkt hatte er ganz sicher mit Bedacht gewählt. Denn das Problem war bereits am Nachmittag aufgetaucht und [davon waren wir ausgegangen] sicher irgendwie gelöst worden. Wie sich nun herausstellte: da hatten wir uns geirrt.

Es soll nämlich so gewesen sein, dass der Bemben während des Mittagsschlafs plötzlich aufgewacht sei und sofort bemerkt habe: der Rollator ist weg! Zuerst hatte er Heisterkamp, mit dem er sich das Zimmer teilen musste, in Verdacht gehabt. Denn der war sehr durch den Wind und immer so unruhig, besonders während der Mittagsruhe, die er nie zum Schlafen nutzte, sondern um leise das Zimmer zu verlassen, mit seinem Lodenmantel bekleidet, den er nur sehr selten auszog; und dann irrte Heisterkamp durch die Flure der dritten Station, bis er schließlich den Eingang zum Treppenhaus oder den Fahrstuhl fand, den er jedoch nicht zu bedienen wusste, sodass dieser nur für seine Ausflüge in Betracht kam, wenn sich die Fahrstuhltür gerade in jenem Moment öffnete, in dem er an ihr vorbeischlich. Und man griff Heisterkamp nach einiger Zeit auf einer der vier Stationen, meistens aber am Ausgang zur

Straßenseite auf und brachte ihn wieder nach oben, entweder zum Aufenthaltsraum der Schwestern und Pfleger oder gleich direkt in sein Zimmer. Man kannte ihn unten an der Pforte, hatte ein Auge auf ihn: Heisterkamp war es ein paarmal gelungen, die *Residenz* zu verlassen und draußen auf einem Spielplatz in der Nähe des Heims Kinder anzusprechen [sicher nur wirres Zeug], was nicht unbemerkt blieb.

Zurück beim Bemben im Zimmer, machte sich Heisterkamp dann an den Schränken und den Sachen darin zu schaffen, vor allem an Bembens; und es kam vor, dass er dies oder jenes aus dem Zimmer trug, außer Bemben konnte es durch Gebrüll verhindern, doch der schlief meist während der Mittagsruhe.

An dem Rollator hatte sich Heisterkamp bisher allerdings noch nie vergriffen, er kam sehr gut ohne Gehhilfe zurecht. [Und dann gab es da noch etwas anderes, was das Zusammenleben Bembens und Herrn Heisterkamps stark beeinträchtigte: die sogenannte Sonnabend-Samstag-Problematik. Denn wie der Tag vor dem Sonntag korrekt heißt beziehungsweise bezeichnet wird, darüber konnten die beiden nicht einig werden und gerieten deswegen regelmäßig aneinander. Bemben behauptete: Ihn wühle es auf, dass die Leute unverständlicherweise, wie er betonte, statt Sonnabend mittlerweile nur noch Samstag sagten, alle, durch die Bank; eine Sache, die er ganz und gar nicht nachvollziehen und auch nicht akzeptieren könne und wolle, da seines Wissens die Bezeichnung Samstag ja gar keine hiesige sei, sondern eine, die früher lediglich im Süden Deutschlands und in Österreich gebraucht worden sei, also gar nicht hierher, zu uns, gehöre, wo man den Tag vor dem Sonntag immer schon mit Sonnabend bezeichnet habe, und wo, so sei es ihm zumindest als Kind von seinen Eltern beigebracht worden, der Gebrauch der Bezeichnung Samstag vor allem darauf schließen lasse, dass der, der statt Sonn-

abend das Wort Samstag benutze, nicht sonderlich gebildet sein könne, da scheinbar eines gepflegten Hochdeutschen nicht mächtig. Und Heisterkamp antwortete darauf stets mit: Samstag! Was Bemben jedes Mal noch mehr aufregte und von neuem beginnen ließ, doch Heisterkamp blieb stur: Samstag! So hausten sie in ständiger Zwietracht.]

Dazu, zum Rollator nämlich, muss gesagt werden, dass es nicht wenige unter uns gab, die meinten: der Bemben braucht den gar nicht, im Gegensatz zu so einigen andern bei uns. Vereinzelt kam einem zu Ohren, er, Bemben, sei ja früher einmal bei der Armee gewesen, und das für lange Zeit, als Berufssoldat, wobei niemand etwas Genaueres über seine dortigen Aufgaben oder seinen militärischen Rang wusste, den er zum Schluss bekleidet hatte [sicher kein General!, sicher kein Held!]. Allerdings wurde mehrfach berichtet, dass er bei der Panzertruppe tätig gewesen sei beziehungsweise einen Schützenpanzer gesteuert oder kommandiert habe und nun hier in der *Residenz* auch irgendein Gerät nötig hätte, mit dem er, so wie der jüngere Bemben früher mit seinem Panzer über die Truppenübungsplätze dieses Landes gerollt sei, durch die Flure der zweiten Station rollen könne, also einen auf dicke Hose machen will, wie Herr DiMarco es auszudrücken pflegte; dabei hätte es ein Stock sicher auch getan.

Und vielleicht sahen es die Schwestern und Pfleger ganz ähnlich: denn als Herr Bemben festgestellt hatte, dass der Rollator weg war, und er nach dem Personal klingelte und um Hilfe bat, da wurde sich mit dem Suchen kaum Mühe gegeben, sondern: Man ließ nach kurzer Zeit den Hausmeister einfach einen anderen Rollator in Bembens Zimmer schieben, einen von denen, die in der *Residenz* vorrätig gehalten wurden. Doch Bemben weigerte sich, diesen zu benutzen, nachdem er das Gerät eine Weile verächtlich angeschaut haben soll. Zudem beschloss er, das Zimmer nicht

mehr zu verlassen [eine würdige Fortbewegung sei sei ihm nun unmöglich], sodass er nicht mit uns anderen im Speisesaal essen konnte und man ihm die Mahlzeiten bringen musste. Schließlich verlangte er, den Heimleiter zu sprechen, der noch nicht lange hier war und von dem wir zu jenem Zeitpunkt nicht wussten, nicht wissen konnten, was er und: ob er in so einem Fall überhaupt was unternehmen würde. Na denn, antwortete man ihm und zeigte aufmunternd in Richtung des Ersatzrollators:

Sie wissen ja, wo das Büro ist.

Da soll Herr Bemben kurz geweint haben, oder zumindest laut geschluchzt. Und es handelte sich ja tatsächlich um ein sehr besonderes Stück, das muss man schon sagen!

Bembens Sohn war eines Tages aufgetaucht, das erste und einzige Mal, soweit bekannt, und hatte eben diesen Rollator dabei: weiß, auffallend schlank und mit einer uns bisher unbekanntem Federung an den Rädern sowie einer Lampe daran, die schien dazuzugehören, wurde aber vom Bemben nie angeknipst; um ein Kassenmodell handelte es sich ganz bestimmt nicht [das war natürlich erlogen und erstunken]. Bemben behauptete, das Gerät sei aus dem Ausland. Und so war es durchaus nachvollziehbar, dass er nicht locker ließ und dieses Theater auf dem Flur machte.

Als bald kam auch die dicke Magda hinzu, die in jener Nacht Dienst hatte, baute sich vor dem knienden Bemben auf und sprach:

Was machen wir für Krach, warum?

Offensichtlich war bei der Übergabe des Spätdienstes an die Nachtwache das Verschwinden des Bembens'schen Rollators kein Thema gewesen. Und noch bevor Bemben antworten konnte, rief Frau Stuff, die sich in einigem Abstand vom Geschehen aufhielt: Der sucht seinen Gehwagen!

Herr Bemben nickte, die Schwester Magda nickte. Dann wollte sie ihm helfen: Man werde sich morgen drum kümmern.

Nee, sofort!, schrie er da, rutschte ein Stück von ihr weg und klammerte sich am Handlauf an der Wand fest. Die Magda stand erst einmal eine ganze Weile daneben: still und wie immer mächtig; vielleicht dachte sie darüber nach, was sie nun tun könnte, oder womöglich rechnete sie damit, dass sich Herr Bemben freiwillig zurück in sein Zimmer begeben müsste, wenn sie nur lange genug neben ihm stehen und nichts sagen würde.

Aber Bemben blieb hart.

Schließlich kamen immer mehr von uns aus den Zimmern. Denn der Bemben hatte wieder damit begonnen zu jammern und zu rufen: dass man sich nun unverzüglich auf die Suche begeben müsse, und was das für Zustände seien, wo einem so mir nichts dir nichts die Sachen geklaut würden und sich dann niemand dafür verantwortlich fühle, bei der Wiederbeschaffung zu helfen. Die Magda schien nicht alles zu verstehen, was der Bemben da rief und schaute uns wütend an; dabei gab er sich größte Mühe, seine Klage deutlich zu formulieren, damit bei der Magda auch wirklich alles ankommen musste, die ab und zu ihre Probleme damit hatte, herauszufinden, was die Bewohner denn genau meinten, wenn diese sich mit irgendeinem Problem an sie wandten.

Und dann zückte sie sehr gewandt das Telefon, das sie am Gürtel ihrer Jeans befestigt hatte, drückte ebenso gewandt einige Tasten, drei, vier oder vielleicht auch nur eine, und rief offensichtlich die Nachtschwester von der Station vier an, denn diese war kurz darauf unter uns und sagte: Was ist denn hier los? [So als wüsste sie von nix!]

Und nachdem sich die beiden Nachtschwestern eine Weile beraten hatten, redeten sie gemeinsam auf den Bemben ein, alles in einem scharfen Flüsterton, doch ohne Ergebnis, und versuchten danach, uns zurück in die Zimmer zu schicken, was auch misslang. Wir wichen nicht.

Es kamen sogar noch ein paar mehr hinzu, und da machte die Nachtschwester von der Station vier plötzlich eine wilde Handbewegung [als müsste sie eine gefährliche Wespe oder einen nervigen Nachtfalter vor ihrem Gesicht verscheuchen] und sprach:

Scheiße!

Was einige als Zeichen verstanden, mit der Suche zu beginnen, während andere noch fragten, was das Ganze eigentlich zu bedeuten habe und wer die Frau da sei, womit sie sicher die Nachtschwester der Station vier meinten, vielleicht aber auch die Magda, die versuchte, die Suchenden von ihrem Tun abzuhalten: Nein, ist viel zu spät schon!, doch mittlerweile war Frau Stuff in Bembens Zimmer gegangen, ohne anzuklopfen, und hatte das Licht angeknipst; da gingen wir natürlich hinterher und sahen dort Heisterkamp wie einen moosigen Findling mit seinem Lodenmantel im Bett liegen: seine Augen waren offen, er schaute aber nicht nach der Tür und den Eindringlingen in seinem Zimmer. Und gleich darauf drängten sich die Schwester Magda und die von der Vierten, der es erstaunlicherweise gelungen war, den Bemben zum Aufstehen zu bewegen und an die Hand zu nehmen, an uns vorbei, trieben alle bis auf Bemben und Heisterkamp aus dem Zimmer und machten das Licht wieder aus. Da trällerte es hinter uns vom Flur:

Ich hab ihn! Ich hab ihn! Ich hab ihn! Ich hab ihn! Ich hab ihn!
Ich hab ihn!

Es war Frau Mattuschka, die vor dem Zimmer stolz eine Runde mit dem Rollator des Bembens drehte – sogar die Lampe hatte sie angestellt – und ihn dann artig der Magda übergab, die die Lampe wieder ausknipste. Wie sich herausstellte, hatte Frau Mattuschka schon im Laufe des Tages bemerkt, dass die sogenannte Nachlasskammer auf unserer Station nicht abgeschlossen war; sie warf dort häufig mal einen Blick rein, wenn sich die Gelegenheit bot. Zwar lautete die offizielle Bezeichnung: *Abstell Raum* [wie verwirrend! –

aber so stand es neben der Tür], trotzdem wurde stets nur von der Nachlasskammer gesprochen, denn es war der Ort, wohin man jene Sachen brachte, welche unsere Verstorbenen oder vielmehr die Angehörigen unserer Verstorbenen nicht wollten oder nicht brauchten und somit auch nicht abholen ließen, sodass die *Residenz* auf diesen Sachen sitzen blieb und sich daher in diesen Räumen, von denen es je einen auf jeder Station gab, so einiges angesammelt hatte oder immer wieder ansammelte: Kleidung und Bücher zum Beispiel, einige kleinere Möbelstücke und Haushaltsgegenstände wie Besteck, Pfeffer- und Salzmühlen, darunter zwei mit gigantischen Ausmaßen, Bügeleisen, Kaffeemaschinen, Pürrierstäbe, Wasserkocher, Toaster, Mixer, Messerblöcke, Maniküresets und andere Dinge, die vor dem Ableben zum Beispiel für die Körperpflege benötigt wurden, ab und zu auch etwas Persönliches wie ein Fotoalbum oder Briefe, die laut Frau Mattuschka heimlich vom neuen Heimleiter, dem Herrn Zimmermann, gelesen wurden; und angeblich blieb deswegen die Nachlasskammer in letzter Zeit so oft ungeschlossen.

Und irgendwo dazwischen entdeckte Frau Mattuschka den zusammengeklappten Rollator des Bembens, nachdem sie sich eine Weile recht gründlich darin umgesehen hatte, wie sie der Magda berichtete. Ein Frechheit, rief Frau Stuff ein paarmal: immerhin lebt der ja noch! Aber darauf reagierte keiner: es wurde nämlich auf dem Flur nach dem Bembem gesucht, der jedoch in seinem Zimmer geblieben war. Und so gingen wir, angeführt von der Schwester Magda, schließlich zu ihm, Frau Mattuschka durfte den Rollator hineinschieben.

Bembem lag ausgestreckt auf dem Bett, starrte an die Zimmerdecke, ganz wie Heisterkamp, und würdigte weder uns noch den Rollator eines Blickes: das war natürlich nicht schön; es war sogar sehr unschön. Frau Mattuschka parkte den Rollator vorsichtig

neben dem Bett, die Magda deckte Herrn Bemben zu und dann mussten wir das Zimmer verlassen. Unsere Freude aber blieb. Selbst, als wir wieder auf dem Flur standen und die Magda uns mit strengem, etwas verschwitztem Gesicht bat, endlich wieder in die Zimmer und ins Bett zu gehen, wurde die Stimmung nicht getrübt.

Was soll's!, rief Frau Stuff.

Und als irgendjemand meinte: Es dämmert ja schon!, da sagten auch wir anderen, oder dachten es zumindest: Was soll's! Wir haben schon genug geschlafen [also: insgesamt gesehen], und da werden wir wegen ein paar Augenblicken Schlafs, die uns durch die Lappen gehen, doch nicht ein Gezeter machen!

Und stolz gingen wir in unsere Zimmer und dann in unsere Betten, wo einige von uns dem Herrgott dankten, der uns schließlich einschlafen ließ. Draußen vor unseren Fenstern brauste der morgendliche Berufsverkehr.

ERSTES KAPITEL, in dem ein ehemaliger Geschäftsführer wieder auftaucht und von dem Besteigen eines Busses in der großen Stadt berichtet wird sowie von der Fahrt mit demselben.

Wovon es eigentlich zu erzählen gilt ...

... ereignete sich an jenem Tag, in dessen frühen Morgenstunden also der Bemben'sche Rollator auf der Station drei wieder auftauchte, auf einem Reiterhof in der Nähe zur polnischen Grenze, knapp anderthalb Autostunden von unserer Stadt entfernt.

Ein siebensitziger Geländewagen Marke Land Rover, Typ Defender 110 Station Wagon SE, schwarz und in der erbarmungslos scheinenden Sonne jenes Tages prachtvoll glänzend, fährt in hohem Tempo auf die zum Reiterhof gehörende Koppel zu. Neben dem Mann am Steuer sitzt eine alte Frau; auf der Rückbank zwei große, kräftige junge Männer, die ihre Köpfe leicht gesenkt halten, um nicht an die Decke des Wagens zu stoßen. Eine kleine Staubwolke folgt dem Wagen hartnäckig auf seiner Fahrt.

Zu diesem Zeitpunkt befinden sich auf der Koppel genau dreiundzwanzig Menschen: sechzehn ältere Frauen und Männer des Alten- und Pflegeheims *Residenz Zentral*, von vielen, Mitarbeitern als auch Bewohnern, einfach *Residenz* genannt, manchmal auch nur *Er Zett*. Weiterhin: die Schwestern Gabriele und Susanna, der Pfleger Tim, die Ergotherapeutin des Heims, Lena Prätorius, sowie die drei Reitlehrer beziehungsweise Mitarbeiter des Reiterhofs, an deren Namen sich bisher niemand glaubwürdig erinnern

kann. Mit dabei drei Pferde, die heißen Maestro, Mannequin und Monika.

Und alle, die es nach und nach mitbekommen, dass da ein Wagen auf den Koppelzaun zuhält, drehen die Köpfe und schauen gebannt zum rasenden Land Rover; die Reitlehrer bringen die Pferde zum Stehen, und Mannequin versucht sich Maestro ein wenig zu nähern, indem sie beharrlich an ihrer Leine zieht. Dann hupt der Wagen: lang anhaltend und gellend, sodass die Tiere verstört ihre Ohren und die Muskeln unter ihrem glänzenden Fell zucken lassen und ihre großen Köpfe hin und her werfen und schließlich unruhig zu tänzeln beginnen, so weit es ihre Leinen zulassen. Frau Stuff und Frau Benjamin können, obwohl es ein sehr heller, so strahlend sonniger Vormittag ist, gar erkennen, wie die Lichthupe betätigt wird, oder behaupten es zumindest und weisen jene, die es offensichtlich nicht mitbekommen haben, auf diese Sache hin; wobei es sich Frau Stuff nicht nehmen lässt, zu betonen: Um dies wahrzunehmen, dafür brauche man intakte und äußerst scharfe Augen, woran es bei dem einen oder anderen durchaus mangle, wie sicher bekannt sei.

Am Koppelzaun bremst der Land Rover scharf, und dann steigt der Fahrer aus. Den Motor lässt er laufen, die Scheinwerfer aufgeblendet. Und Frau Janker, die fünffache Mutter, elffache Großmutter, vierfache Urgroßmutter und ehemalige Alkoholikerin, die sich auf ihren Spaziergängen außerhalb der *Residenz Zentral* im Supermarkt immer mit einigen Fläschchen eines Kräuterschnaps, am liebsten und häufigsten: *Wurzelpeter*, einzudecken versucht und dabei jedes Mal die Praktikantin oder die Ehrenamtliche, die sie jeweils auf ihren Spaziergängen begleiten, um größte Geheimhaltung bittet, von der Ehrenamtlichen beziehungsweise der Praktikantin stets versprochen, jedoch nicht gehalten, sodass ihr kleiner *Wurzelpeter*-oder-anderer-Kräuterschnaps-Vorrat in der

Nachttischschublade regelmäßig von den Schwestern und Pflegern entdeckt und eingezogen wird, wobei Frau Janker dann meistens nicht weiß oder jedenfalls: vorgibt, nicht zu wissen, wie diese Flaschen da hinein gelangt seien und es sich beim besten Willen auch nicht erklären kann; Frau Janker also, sie ist die Erste, die erkennt, dass es sich bei dem Mann um Geißler handelt.

Sie bahnt sich einen Weg durch die Bewohner, die entweder versonnen die drei Pferde oder den Mann betrachten, der sich gerade anschickt, den Koppelzaun hochzuklettern, und ruft ein paarmal:

Hallo! Herr Geißler! Hallo! Hallihallo!

Er hebt grüßend die Hand: ein König vor der erfolgreichen Eroberung eines Zauns. Und die Bewohner auf der Koppel winken zurück, wenn auch nicht alle. Man muss die Pferde im Auge behalten!

Dazu muss gesagt werden ...

... dass jener Herr Geißler früher mal, vor gar nicht langer Zeit, der Chef vom Ganzen, also der Besitzer oder vielleicht auch nur Teilhaber, auf jeden Fall aber sogenannter Geschäftsführer der *Residenz Zentral* gewesen war.

Und dass wir ihn schon eine längere Zeit nicht mehr gesehen hatten und sein Besuch auf der Koppel des Reiterhofs ein unerwarteter war und die Schwestern Gabriele und Susanna sowie der Pfleger Tim und Lena die Ergotherapeutin entsprechend überrascht oder gar verärgert zu sein schienen, ganz im Gegensatz zu einigen von uns, die ihn interessiert beobachteten, sofern sie nicht durch Monika, Maestro oder Mannequin, oder wie sie hießen, abgelenkt wurden, die mit diversen Fliegen [es waren Pferdebremsen!] zu

kämpfen hatten und ebenfalls durch die Ankunft des Wagens und Geißlers in Unruhe versetzt wurden.

Geißler kletterte unerwartet flink über den Koppelzaun, sprang dann zur anderen Seite runter und kam schließlich in unsere Richtung gelaufen, wobei er ein wenig humpelte.

[Herr DiMarco behauptete später, aber das stimmte nicht: der Geißler sei mit einem Satz über den Zaun gesprungen, ganz so wie ein Turner, der sich mit angezogenen Beinen über einen Bock oder das Pferd schwingt, und wie er, DiMarco, es in seinen jungen Jahren während der Schulzeit gekonnt habe, denn er sei immer einer der besten Turner seiner Schule gewesen, keiner habe ihm das Wasser reichen können.]

Frau Janker, die Geißler als Erste entdeckt beziehungsweise erkannt hatte, stürmte auf ihn zu und streckte ihm ihre Hand entgegen, die Geißler nach kurzem Zögern nahm und zaghaft schüttelte, worauf die Janker ihn auch noch umarmte und einen flüchtigen, aber doch für – fast – alle sichtbaren Kuss auf seine Wange drückte. Nachdem dies getan war, lächelte er verlegen und winkte uns anderen erneut zu, diesmal mit etwas mehr Schwung als zuvor am Koppelzaun. Und auch wir winkten wieder und folgten dann Geißlers Blick, der bei den Pferden halt machte, die er eine ganze Weile wie ein kleiner Junge betrachtete; obwohl Geißler bestimmt schon fünfzig, vielleicht auch etwas älter war, auf jeden Fall aber jünger als wir.

Bis schließlich die Schwester Susanna, eine von den Polinnen, die seit den ersten Tagen in der *Residenz* arbeitete und wohl von Geißler selbst damals eingestellt worden war, das Schweigen brach, indem sie nämlich auf Geißler zuging und diesen fragte: was er hier zu suchen hat. Woraufhin Geißler sprach: Einen großen weißen Wal. Was denn sonst!?

Was?, fragte da die Susanna und wollte sicherlich noch mehr sagen, doch Geißler meinte scharf, das heißt Wie bitte? und nicht

Was?, und Frau Assmann rief dazwischen: Unmöglich! Das glaub ich nicht!

Geißler zwinkerte der Assmann kurz zu und betrachtete dann weiter Monika, Maestro und Mannequin. Da ihn die Susanna, die ungefähr einen Kopf größer als ihr ehemaliger Chef war, weiter mit Fragen löcherte, offensichtlich mit dessen Antwort unzufrieden, und sogar Geißler den Weg verstellte, als dieser sich von den Pferden abwandte und in Richtung der Bewohner weitergehen wollte, winkte er schließlich rüber zum Wagen, der am Koppelzaun stand und wartete und wo dann eine der hinteren Türen des Wagens geöffnet wurde.

Einer der beiden kräftigen junge Männer [die wir später als die sogenannten Dicken ins Herz schließen sollten] wuchtete sich aus dem Fahrzeug, kletterte mühsam über den Koppelzaun und stapfte anschließend auf Geißler und die Schwester Susanna zu. Und dabei musste er sich einen Weg bahnen durch uns, die wir nun um Geißler und die Schwester Susanna herum standen; schob gar Frau Heidel vorsichtig zur Seite, nur ein kleines Stück, was allerdings ausreichte, um sie aufkreischen zu lassen, und zwar lautlos, indem sie den Mund mit zittrigen Lippen schnell aufriss, ohne dass ihn ein Ton verließ. Danach brauchte sie lange, bis es ihr gelang, ihn wieder zu schließen.

Die Heidel blickte dem Dicken eine ganze Weile hinterher: erst fassunglos, dann enttäuscht und schließlich wieder verstört: der Gesichtsausdruck, den wir nur zu gut von ihr kannten.

Wir gingen natürlich davon aus, dass Geißler den Störenfried zurechtweisen würde. Doch! – Doch er kümmerte sich offensichtlich nicht darum, sondern starrte nun auf den staubigen Boden, das vertrocknete Gras, welches an einigen Stellen noch nicht vom Sand verdrängt worden war, oder vielleicht auch auf die Füße der Susanna: ihre Latschen, die Flip-Flops, ihre leuchtend roten

Fußnägel. Und wir: wir folgten seinem Blick. Dann ging er ein kleines Stück beiseite und machte dem Dicken Platz, von dem recht bald gemunkelt wurde, er sei ein ehemaliger Pfleger der *Residenz* und sein Gesicht, vor allem aber seine massige Gestalt müsse jenen, die von Anfang an dabei waren, bestens oder wenigstens vage bekannt sein.

Da trat plötzlich Lena, unsere Ergotherapeutin, hervor und hob energisch die Hand:

Warum tun Sie das?, fragte sie. Doch weil Geißler den Zeigefinger auf die Lippen legte und Psst! machte und dazu auf den Dicken zeigte, der nun neben Geißler und vor der Schwester Susanna stand und diese anschaute, sprach Lena schließlich nicht weiter, nahm ihre Sonnenbrille ab und betrachtete die drei genauso, wie wir es auch taten: gespannt. Mal den Dicken, mal Geißler. Und mal die Susanna. Und dann immer wieder ein kurzer, verstohlener Blick rüber zu Maestro, Mannequin und Monika, die ihre Schweife hin und her warfen und sich selbst genug waren oder ganz andere Sorgen hatten oder vielleicht auch gar keine. [Wir meinen: Auch Pferde haben Sorgen, große zuweilen.]

Und alle zusammen [bis auf die Pferde] warteten wir darauf, was der Dicke, der ja nicht nur dick, sondern auch sehr groß war, sogar um einiges größer als die Schwester Susanna, nun vorhatte beziehungsweise: was er ihr nun antun würde.

Nur Lena wartete nicht ...

... denn sie glaubte zu wissen, was geschehen würde, nämlich: dass es nun mit dem Reiterhofausflug, so wie sie ihn geplant hatte, vorbei wäre, ganz egal, was Geißler wirklich im Schilde führte. Alles war unmöglich gemacht worden.

Sie war schon lange von Pferden überzeugt gewesen; gleichzeitig zweifelte sie in zunehmendem Maße an den Menschen, auch an sich selbst, denn sie war so naiv, so dumm gewesen, diesen lange geplanten und vorbereiteten Tag nur vom Ergebnis, von hinten her zu denken: Wie sie auf den Gesichtern der Bewohner während der Rückfahrt im Bus eine Menge Erschöpfung, aber vor allem viel Glück und Erfüllung und Erinnerung entdecken würde. Und wie die Bewohner sich dann, wieder in der *Residenz* angekommen, bei Lena kurz bedanken würden, manche gar mit einem zaghaften Händedruck, bevor sie dann still mit dem Fahrstuhl auf ihre Stationen fahren und in ihre Zimmer tippeln würden.

Doch nun sollte es wohl anders kommen, und Lena fühlte sich wie nach ihrer Zahn-OP, die erst wenige Wochen zurücklag und bei der ihr alle vier Weisheitszähne gezogen worden waren – angeblich reichte der Platz auf ihrem Kiefer nicht aus, sodass die Weisheitszähne begonnen hatten, die anderen, vor allem die vorderen unteren, zu verschieben: Sie war aus der Praxis auf die Straße getreten, sie hatte Schmerzen, sie fühlte sich benommen und voller Ohnmacht, sie war nicht nur traurig und sehnte die Tränen herbei, sie war einfach wütend und überzeugt, dass ihr etwas genommen worden war. Ihr fiel der Satz ein, den sie von ihrem Vater so oft gehört hatte, wenn sie sich nach seinem Befinden erkundigt hatte: Schlechten Menschen geht's immer gut! Und Geißler machte auf sie den Eindruck, als ginge es ihm gut. Nun stand die blödsinnige Frage vor ihr: Soll das bedeuten, dass diejenigen, denen es schlecht geht, gute Menschen sind? Lena brauchte eine schnelle und möglichst klare Antwort. Sie lautete: Vielleicht.

Dabei war am Morgen des Siebenundzwanzigsten ...

... doch eigentlich alles gut losgegangen, wie Lena später meinte und andere auch:

Dass der Bus vom Fahrdienst pünktlich kam, ja sogar etwas vor der Zeit, früher als bestellt, und Lena, die schon vor sieben in der *Residenz* erschienen war und ihre Kopfschmerzen mit zwei Paracetamol in den Griff bekommen hatte, beim Wecken und beim Anziehen der Bewohner sowie beim Frühstückmachen und beim Broteverteilen half und dann zur Eile trieb, da sie nämlich vom Fenster aus den Bus erblickt hatte, runtergegangen war und kurz mit dem Busfahrer gesprochen hatte: der Bus, so hatte ihr der Fahrer schlecht gelaunt zugebrummt, könne nicht allzu lange hier – in der zweiten Reihe!!! – stehen, er blockiere in der schmalen Straße den bereits tobenden Verkehr, und er, der Busfahrer, habe weder Lust, sich irgendwelchen Ärger mit der Polizei oder den Parkraumüberwachern des Ordnungsamts oder den Anwohnern, die hier sicher bald ausparken würden, oder sonstwem einzuhandeln, noch, ein paarmal um den Block zu fahren, bloß weil sich die Damen und Herren Heimbewohner nicht bequemen könnten, mal ein bisschen auf die Tube zu drücken, er habe entsprechende Erfahrungen bei Ausflügen solcher Art; sodass Lena nichts anderes übrig blieb, als die Sache zu beschleunigen, allerdings ohne allzu viel Hektik zu verbreiten: indem sie wieder hineinging und erneut durch die vier Etagen der *Residenz* zog, um dort diejenigen, die am Reiterhofbesuch teilnehmen sollten, anzutreiben und – da sie ja fast alle schon fertig und angezogen waren und gefrühstückt hatten und nur darauf warteten, dass es nun endlich losgehen möge – hinunterzubegleiten, ins Erdgeschoss, zum Foyer, da, wo man sich sammeln wollte, um dann gemeinsam den Bus zu besteigen. Denn so war es angedacht.

Und als es dann endlich hinausging und alle zusammen, die Bewohner mit der Schwester Gabriele, der Susanna, dem Pfleger Tim und Lena, am Bus ankamen, da stoppte die ganze Gruppe und begann erst einmal damit, den Wagen recht ausführlich zu betrachten und zu begutachten. Offensichtlich waren einige enttäuscht: man hatte erstens einen größeren Bus erwartet, einen richtigen Reisebus nämlich, und zweitens schien dieser Bus hier alles andere als neu und sauber und vorzeigbar zu sein. Und natürlich kam es so, dass Herr DiMarco sich alsbald vor dem Busfahrer aufbaute, der eine Zigarette rauchte und die Bewohner als auch das Personal misstrauisch beim Betrachten seines Busses beobachtete, und sagte: Das Gefährt, also der Bus, mache einen recht klapprigen Eindruck; und sprach es so, dass es selbst jene hören konnten, die mit dem Hören die größten Probleme hatten. Denn Harry DiMarco, ein ehemaliger Schiffskoch mit Diabetes und mehreren, recht ordentlich überstandenen Schlaganfällen, sprach immer laut und immer wütend, falls er denn überhaupt sprach, was er meistens dann tat, wenn es galt, jemanden zu beleidigen oder auf angeblich unhaltbare Zustände um ihn herum und fehlerhaftes Verhalten anderer hinzuweisen. Ein paar der Schwestern und Pfleger nannten ihn Dirty Harry; natürlich nur untereinander und stets mit einem Grinsen im Gesicht, von dem Lena stets nicht wusste, ob sie es erwidern oder ignorieren oder einfach mal kritisch ansprechen sollte. Allerdings: man hatte ihm nicht nur wegen seiner zahlreichen Sprüche und Pöbeleien diesen Namen verpasst, sondern auch, oder vielleicht gerade deswegen, weil er den Mitarbeitern mit seiner Inkontinenz beziehungsweise seinem Umgang damit eine Menge Scherereien machte: Immer wieder war zu beobachten, wie er sich im Speisesaal nach dem Essen von seinem Stuhl erhob, um gemächlich zurück in sein Zimmer zu schlurfen, und dann auf dem Polster des Stuhls ein großer, nasser

Fleck sichtbar wurde, denn Herr DiMarco weigerte sich oft – je nach Tagesform! –, eine Windel zu tragen.

Neue Bewohner hatten mit Herrn DiMarco häufig Probleme. Doch jene, die ihn schon länger kannten, ließen sich kaum noch von ihm aus der Ruhe bringen oder aus der Reserve locken. Oder gar vor den Kopf stoßen. Oder taten zumindest so, als würde sie sein Gerede nicht sonderlich stören. Oder als hörten sie das, was er da so rumbrüllte und vor sich hin meckerte, gar nicht richtig. Und natürlich bestärkte Lena sie darin; versuchte bei jeder Gelegenheit, Herrn DiMarco als einen – eigentlich – sehr liebenswürdigen, nur etwas verschrobenen Typen darzustellen, und nannte ihn daher stets nur Harry, was er ihr durchgehen ließ.

Ganz anders war es aber an diesem Morgen bei dem Busfahrer der Fall: der konnte ja nicht wissen, dass es DiMarco gar nicht böse oder: DiMarco immer alles und zu jedem böse meinte. Und nachdem ihn DiMarco auf die Mickrigkeit und den unhaltbaren Zustand seines Busses aufmerksam gemacht hatte, warf der Busfahrer seine noch nicht aufgerauchte Zigarette einfach auf den Boden, drängelte sich, ohne was zu sagen, an den Bewohnern vorbei in den Bus und ließ schnell den Motor an. Sogleich begannen sie die Dieselaabgase zu umwehen, was den Bewohnern aber wenig auszumachen schien. Trotzdem: einige wurden von Panik ergriffen, denn nun war natürlich das Vertrauen in den Busfahrer vollends dahin, und man musste annehmen, dass dieser fähig wäre, einfach ohne sie loszufahren; der Pfleger Tim, der gerade dabei war, die Gehhilfen zusammenzuklappen und das Hygienematerial im Gepäckbereich zu verstauen, machte einen Sprung weg vom Bus. Und Frau Heidel stürzte, als sie hastig, wohl in dem Glauben: jetzt geht es los!, die wenigen Stufen der kleinen Treppe in den Bus hinaufstieg und dabei leichtsinnig ihren Stock in der Hand hielt, anstatt sich auf ihm abzustützen. Jedoch: sie rappelte

sich schnell wieder auf, noch bevor ihr jemand hochhelfen konnte, und sagte auf ihrem Weg durch den Gang des Busses ein paar mal:

Auch das noch, auch das noch! Und nun auch das noch!,

wobei sie ihre schmerzende Hand kräftig schüttelte. Plötzlich blieb sie stehen, drehte sich erst zum Eingang und zum Busfahrer um und reckte dann verwundert den Kopf Richtung Busdecke; nach kurzem Innehalten:

Das ist nicht ganz richtig hier.

Und da wollte Frau Heidel wieder raus aus dem Bus. Die Schwester Gabriele fing sie ab und drehte sie zurück in die korrekte Richtung, doch Frau Heidel klammerte sich an einer Sitzlehne fest und hatte ganz offensichtlich nicht vor, sich einen freien Platz zu suchen, geschweige denn, sich zu setzen. Schließlich begann sie, ihre üblichen Fragen zu stellen und ihre allseits bekannte Geschichte zu erzählen, mit dem leicht wimmernden Ton in der Stimme, der ihren häufigen Stürzen folgte oder ihre Gänge durch die Flure der Station drei in der *Residenz Zentral* begleitete, wenn sie mal wieder die Orientierung verloren hatte und dabei den Erstbesten, den sie auf ihrem Weg und ihrer Suche dort begegnete, ansprach: dass sie ja eigentlich in S. lebe und nur zu Besuch hier sei und auf ihre Tochter warte, wo bleibt die denn bloß!? Und: wie sie denn wieder nach Hause komme, falls ihre Tochter doch nicht mehr auftauchen sollte, was sie der aber nicht so richtig zutraute oder gar unterstellen wollte – das sicher nicht, da solle man nicht falsch von ihr denken; aber man könne nie wissen, und im Leben sowieso nicht.

Frau Magdalinski, die sich bereits einen Platz gesichert hatte, tröstete Frau Heidel über die Sitze und Köpfe derer, die schon saßen, hinweg. Sie war neben Frau Assmann die Einzige, die es mit der Stimme DiMarcos aufnehmen konnte. Man musste auf ihr Hörgerät achten, das sie noch nicht lange besaß und sich bei fast

jeder Gelegenheit aus dem Ohr pulte, um es eingehend zu untersuchen oder jemandem vom Personal zu zeigen: das Ding passe nicht richtig und bereite ihr zuweilen Schmerzen. Und leider legte sie es danach oft an einem Ort ab, den sie recht bald darauf vergaß. Dann wurde gesucht, worüber sich Frau Magdalinski wiederum sehr freute. So viel Hilfsbereitschaft, wunderbar!

Und so vergewisserte Lena sich, ob Frau Magdalinski ihr Hörgerät auch wirklich im Ohr trug – wobei diese pflichtbewusst den Kopf so drehte, dass ein kurzer Kontrollblick genügte – und verließ danach schnell wieder den Bus, um sich DiMarco zur Brust zu nehmen, der noch immer draußen stand und von dort den Busfahrer beobachtete: feindselig und immer dann höhnisch grinsend, wenn dieser zu ihm schaute. Als sie ihn daran erinnerte, dass er versprochen habe, während des Ausflugs friedlich zu bleiben, sogar: handzahn zu sein, da machte er kurz ein erschrockenes Gesicht; aber das war nur Show. Lena machte weiter: Dass der Busfahrer wahrscheinlich gar nix für den Zustand seines Busses könne und sie diesen im übrigen auch vollkommen in Ordnung finde; und wenn er, also DiMarco, tatsächlich ein Problem mit dem Bus haben sollte – was sie aber nicht glaube –, dann müsse er sich schon beim Fahrdienst, mit dem Lena bei den bisherigen Ausflügen nur gute Erfahrungen gemacht habe, oder am besten gleich beim Chef dieses Fahrdienstes selbst beschweren; sie bot ihm sogar an, diese Beschwerde für ihn weiterzuleiten.

Nee, den Gefallen tu' ich denen nich!,

brüllte DiMarco daraufhin und bestieg schnaufend den Bus, um sich einen der vorderen Plätze zu sichern.

Diese waren aber sehr begehrt und längst von anderen besetzt. DiMarco versuchte nun, einen Platz ganz vorne zuerst der Schwester Gabriele und dann Herrn Henrich abzuschwatzen, der es sich bereits bequem gemacht hatte, die Turnschuhe, die noch recht

frisch aussahen, ausgezogen und im Gang platziert; denn, so DiMarcos Begründung: einer müsse ja ein Auge auf den Fahrer werfen. Aber weder die Schwester Gabriele noch Herr Henrich, der einige Tage zuvor in der Nähe des Heimleiterbüros unglücklich gestürzt war, gaben ihre Plätze her. Im Übrigen: Herrn Henrich fehlten im Gebiss zwei Vorderzähne und sein Gesicht sah ordentlich zermanscht aus, auf Höhe des rechten Wangenknochens prangte eine große auffallende Stelle, blau und braun und grün gefärbt; er war kurz davor umzuknicken, doch die Gabriele bestärkte ihn, seinen Platz nicht abzutreten:

Sie bleiben! Wir wollten doch nebeneinander sitzen, nicht wahr!?

Und als Lena dann DiMarco sanft in den hinteren Teil des Busses schob, rief er den beiden zu:

Scheiße! Dann geht ihr auf jeden Fall als Erstes drauf, wenn der Typ da vorne die Karre an 'nen Baum setzt!

Und:

Selber schuld!

Außerdem:

Na bitte!

So ging die Sache doch noch in Lenas Sinne auf. Denn natürlich hatte sie einen Plan für die Sitzverteilung im Bus erstellt – und dafür einige Zeit investiert. Und der sah vor: für Harry einen der hinteren Plätze, sie wusste um sein Potenzial; es galt, ihn für die Dauer der Fahrt ruhigzustellen und gewissermaßen auf sich selbst zu beschränken, mit möglicherweise guten Effekten für den gesamten Ausflug:

Komm, Harry, lass uns hinten in einer Reihe sitzen – zusammen!

Und auch wenn seine Antwort nur aus einem widerwilligen Brummen bestand, so tat er ihr doch gern diesen Gefallen.

Dann saß ein jeder auf seinem Platz.

In der letzten Reihe hatte man Frau Zarge und Herrn Grünwald untergebracht. Frau Zarge kam nur aufgrund des Drängens ihrer Tochter mit, der vom Reiterhofbesuch erzählt worden sein musste: ihre Mutter, die alte Frau Zarge also, möge auch an diesem Ausflug teilnehmen, was eher als Befehl denn als eine Bitte gegenüber Lena geäußert wurde; dabei sollten härtere Pflegefälle, von denen es in jener Zeit so einige in der *Residenz Zentral* gab, eigentlich nicht mitgenommen werden. Frau Zarge verbrachte ihre Tage im Rollstuhl: ganz klein und zusammengefallen, aber stets versonnen lächelnd, als stehe ihr der Erlöser dauerhaft gegenüber, saß sie ihre Stunden ab und fuhr sich immer mal mit ihren kleinen fleckigen Fingern durch das feine weiße Haar und auf der Kopfhaut herum. Herr Grünwald wiederum, schwerer Schlaganfall, nahm nur teil, weil Frau Zarge mitkam und damit diese sich in ihrem Rollstuhl nicht so allein und abgesondert fühlen würde, denn auch Herr Grünwald saß in einem solchen; allerdings mit einem Gurt fixiert, an dem er viel herumfingerte, dessen Verschluss er aber nur selten zu öffnen schaffte. Die Genehmigung, die für eine Fixierung notwendig war, wurde erst nach ein paar unschönen Vorfällen erteilt, die besonders die Frau des Herrn Grünwald geschockt hatten; sie besuchte ihn fast jeden Tag im Heim, und es kam bisweilen vor, dass Herr Grünwald sie nicht erkannte – und dabei waren sie doch schon so lange verheiratet!, wie Frau Grünwald unter Tränen beteuerte – und verwundert ihr Tun in seinem Zimmer verfolgte, während sie nach den Sachen in seinem Schrank schaute, diese gegebenenfalls ordnete und frische Blumen in die Vase stellte.

Lena hatte mehrfach vorgeschlagen, dass man für Zarge und Grünwald und die weiteren an den Rollstuhl gebundenen Bewohner was anderes organisieren solle: in den Zoo schieben etwa, oder am besten regelmäßige Besuche eines Hundes, der

dann über die Stationen und in die Zimmer gehen würde, sodass sich die Bewohner in Ruhe mit dem Tier und im Zuge dessen intensiv mit sich selbst beschäftigen könnten. Und auch auf die Anschaffung einer Roboter-Robbe hatte sie gedrängt. Doch der Herr Zimmermann, der neue Heimleiter, hatte stets nur gelächelt und nach einer recht langen Pause sein typisches, heftiges Nicken hinterhergeschickt: was entweder bedeuten konnte, dass er das Problem nicht begriffen hatte oder dass er eine Entscheidung in der Sache scheute.

Für Frau Zarge und Herrn Grünwald beziehungsweise deren Rollstühle hatte der Fahrdienst in der hinteren Reihe des Busses die Sitze ausgebaut. Und jetzt machte Herr Grünwald mal wieder einen furchtbar nervösen Eindruck; Frau Zarge zeigte nur wenig Interesse für die neue Umgebung. Lena winkte ihnen zu, woraufhin Harry beleidigt die Arme vor der Brust verschränkte und kurz aufschnaufte.

Sie fuhren los.

Und der Bus fährt durch die Stadt ...

... und aus dieser schließlich hinaus.

Auf der Gegenfahrbahn staut sich der Verkehr, es geht schleppend voran, kurz anfahren und dann wieder halten. Sie aber bewegen sich, wenn auch nicht besonders zügig, ihrem Ziel entgegen. Nur Lena wird an roten Ampeln etwas unruhig oder wenn aus nicht erkennbaren Gründen ein wenig länger gehalten werden muss und der Busfahrer so heftig den Kopf schüttelt, als sei das Ende aller Bewegung gekommen. Dann schaut sie auf die kleine goldene Uhr an ihrem Handgelenk, die sie sehr selten trägt, heute jedoch unbedingt dabei haben wollte. Und bei einem dieser Stopps